Der Kampf gegen den Tod ist sein Leben

Ein Mann fürchtet den Tod. Und widmet sein ganzes Dasein dem Traum, ihn abzuschaffen.

Von Andreas Holzapfel, Republik, 16.11.2024

Als sich Felix Werth vor zwölf Jahren an seinen Computer setzt, hat er sich damit abgefunden, dass er einmal würde sterben müssen. Zumindest fürs Erste. Werth ist gerade 34 Jahre alt und gesund, aber er will auf jeden Fall etwas in der Hand haben, wenn ihn der Tod holt. Erst tippt er «sich einfrieren lassen» in die Tastatur, dann «kryokonservieren», wie es in der Fachsprache heisst. Und plötzlich hat er diesen hageren Mann mit Pferdeschwanz und Rauschebart vor sich.

Mit geradem Rücken steht dieser im Video neben der Leinwand mit seiner Präsentation, er nuschelt leicht, doch seinem Tonfall nach ist er die Ruhe selbst. Den Menschen, sagt er, könne man reparieren wie ein Auto, theoretisch zumindest. Schon in den nächsten Jahrzehnten würden Forscher Medikamente entwickeln, mit denen der Mensch dreissig Jahre länger leben könne. Und in diesen dreissig Jahren würden sie weitere Wege finden, um den Menschen zu verjüngen. Irgendwann würden sie die Uhr des Lebens schneller zurückdrehen können, als sie ablaufe.

Der Mensch wäre unsterblich.

Sein Leben lang hat Werth davon geträumt. Er würde dafür alles tun, doch bisher dachte er, gegen den Tod könne man nun mal nichts machen. Doch wer ist dieser Bärtige mit Pferdeschwanz überhaupt, den der Moderator als Aubrey de Grey vorstellt?

Werth tippt den Namen in die Suchmaschine. De Grey hat einen Doktorgrad in Cambridge erworben und das Buch « Niemals alt! » geschrieben, liest Werth, seine grossmäulige Art ist umstritten, sein analytisches Genie nicht.

Werth durchforstet das Netz, er liest von Fadenwürmern, die deutlich länger leben, wenn Forscherinnen ihnen einen Gencocktail spritzen, von alten Fischen, die wieder jung werden, wenn ihnen Darmflora von jungen Artgenossen verabreicht wird . Er liest, dass viele Forscher 130 gesunde Jahre für den Menschen schon bald für möglich halten, einige sogar die Unsterblichkeit.

Aus dem Traum wird Hoffnung.

Werth wollte sich eigentlich gerade als Programmierer selbstständig machen, doch er zögert nicht: Er studiert erst, was ihn nie interessierte, Biologie und Chemie , und wird dann, was er nie werden wollte, der Vorsitzende einer Partei. Einer Partei, die einzig und allein für mehr Mittel für die Forschung am ewigen Leben wirbt. Rund um die Uhr arbeitet er daran. In der Hoffnung, nie zu sterben, verzichtet er darauf, wirklich zu leben.

Seit sich Felix Werth vor zwölf Jahren gegen den Tod entschieden hat, hat er, der gern gereist und nach seinem ersten Job als Elektroingenieur drei Jahre in Afrika und Asien lebte, nicht einen Tag richtig Urlaub gemacht. «Wenn wir das Altern besiegt haben», sagt er und lacht, «kann ich hundert Jahre Urlaub machen. Aber erst einmal müssen wir uns darum kümmern.»

Felix Werth, in Berlin geboren und zurückgekehrt und inzwischen 46 Jahre alt, ist ein schlaksiger Mann mit kerzengerader Haltung, er trägt eine Nickelbrille und auf dem kahlgeschorenen Kopf eine graue Kappe, nach hinten gedreht. Seine Rede ist geordnet wie eine Abhandlung, doch weil er ein wenig nervös ist, verhaspelt er sich, wenn ihm der Autor einer Studie nicht gleich einfällt. Werth ist ein freundlicher, zurückhaltender Kerl. Aber wenn man ihn fragt, ob er als Aufgetauter Freunde und Familie nicht vermissen würde, wird er wirsch.

Er kann all die Wenns und Abers nicht mehr hören.

Fürchtet er sich vor dem Tod?

Werth verzieht das Gesicht, wird ein wenig rot. Er windet sich. «Ja, schon», sagt er dann so bestimmt, als wolle er überspielen, dass er hier sehr verletzlich ist. Doch er kann kaum verbergen, welchen Grusel ihm die Gedanken an das eigene Ende bereiten. Er spricht mit strahlenden Augen über die Fortschritte der Wissenschaft und darüber,

dass die Mittel schon da seien, es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis der Mensch den Tod hinter sich lasse. Doch dann bildet sich ein Film auf seinen Augen. Er kneift sie zusammen, hebt seine Hände und lässt sie auf den Tisch knallen. «Wenn wir uns nicht bald beeilen, müssen vielleicht erst die Menschen in einhundert Jahren nicht mehr sterben – aber was bringt mir das noch?»

Es klingt wie ein Hilfeschrei: Wir sterben hier! Wieso tut denn niemand etwas?

Für ihn ist der Sieg über den Tod nur eine Frage der Zeit. Doch er fürchtet, dass seine zuvor abläuft. Statistisch gesehen bleiben ihm 40 Jahre – wenige für einen unbesiegten Gegner.

Dabei hat sich der Tod einige mächtige Herausforderer eingehandelt. Etwa David Sinclair, Professor an der Harvard Medical School, einer der renommiertesten Genetiker der Welt, der sein Wissen aber auch teuer verkauft: in Form von Pillen und Pulvern gegen das Altern. «Ich glaube, der erste Mensch, der 150 Jahre alt wird, ist bereits geboren», sagte er vor gut zehn Jahren. Heute sieht er wenig Grund, warum der Mensch überhaupt sterben sollte.

Altern ist, biologisch gesehen, ein schleichender Tod. Das Zellsterben im Alter ist ein Drama, das unaufhaltsam fortschreitet bis zum unausweichlichen Ende. Als würde im Innern der Zelle eine Uhr ticken, die spätestens nach 120, 130 Jahren stehen bleibt. Die wenigsten Wissenschaftlerinnen glauben, dass der Mensch sehr viel älter werden kann als 130.

Bislang jedenfalls. Doch vielleicht können Forscher diese Uhr schon bald zurückdrehen. Alte Mäuse etwa können sie schon verjüngen und um die Hälfte ihrer üblichen Lebenserwartungen länger leben lassen. Die unsterbliche Maus ist bislang jedoch nicht in Sicht. Sinclair meint: noch nicht.

Werth hat der Tod schon früh erschreckt. Er ist noch keine zehn Jahre alt, da wird ihm bewusst, dass seine Eltern und auch er irgendwann einfach nicht mehr da sein würden. Er heult Rotz und Wasser. Seine Eltern nehmen ihn in den Arm, doch es hilft nicht. Irgendwann vergisst er.

So geht es fast allen Kindern. Anders als die meisten aber vergisst Werth den Tod nur für kurze Zeit. Egal ob als Kind, als Jugendlicher, als Erwachsener – ein paarmal im

Jahr, wenn er sich ins Bett legt und das Licht ausmacht, packt ihn dieser Gedanke: Noch bin ich, irgendwann aber werde ich nicht mehr sein, nie wieder. Es schnürt ihm die Kehle zu. Werth springt dann aus dem Bett, manchmal reicht das aus, um den Gedanken abzuschütteln. Manchmal schlägt er noch gegen die Wand. Wenn ihn selbst der Schmerz nicht zurückholt, geht er spazieren.

Als er irgendwann von Menschen liest, die sich nach ihrem Tod einfrieren lassen, besänftigt ihn das ein wenig. Er, der an nichts glaubt als die Wissenschaft, sieht darin die einzige Chance auf ein Leben nach dem Tod.

Ein paar Wochen, nachdem er sich den Vortrag von de Grey angehört hat, regelt er, was nach dem Tod mit seinem Körper passieren soll. Er unterschreibt einen Vertrag, der festhält: Sobald ihn ein Arzt für tot erklärt, werden ihn Mitarbeiterinnen des Kryonikunternehmens «Tomorrow Biostasis» in die Eiswanne des umgebauten Krankenwagens hieven, ihm Blut und andere Körperflüssigkeiten aus den Adern spülen und stattdessen Frostschutzmittel einspritzen, ihn in die Kryokammer in der Schweiz bringen und in einem Stahltank auf minus 196 Grad Celsius herunterkühlen. Dort wird er als «Patient», wie sie sagen, so lange einlagern, bis sie in Zukunft, so die Hoffnung, in der Lage sind, ihm wieder Blut einzufüllen und die Ursachen, die ihm den Tod gebracht haben, zu behandeln.

Doch das Leben nach dem Tod ist nur noch Plan B. Werth hofft auf den Tod des Todes.

Es ist die Zeit, in der Forscherinnen auf der ganzen Welt selbst kaum glauben können, was sie da mit Würmern, Fischen und Mäusen anstellen. Seitdem der japanische Stammzellforscher Shin'ya Yamanaka im Jahr 2006 herausfand, wie man mit nur vier Proteinen beliebige Zellen in den embryonalen Zustand zurückversetzen kann, gelingt es ihnen tatsächlich, an der Zelluhr zu drehen. Als sie Mäusen anfangs zu viel von der Gentherapie injizieren, wachsen ihnen Tumore mit Haaren und Zähnen. Inzwischen aber kennen sie eine Dosis, die Mäuse um die Hälfte länger leben lässt. Und Sinclair eine, die blinde Mäuse wieder sehen lässt.

Werth will mitkämpfen gegen den Tod. Eigentlich wollte er sich gerade selbstständig machen, programmieren, Websites bauen, von der ganzen Welt aus

arbeiten können, er hatte sich schon von einem Rechtsanwalt über die Rechtsform für sein Unternehmen beraten lassen. Doch er wirft sofort alles hin und schreibt sich an der Universität Potsdam in Biochemie ein.

An Konferenzen und Veranstaltungen der Longevity-Szene trifft Werth endlich auf Menschen, die so denken wie er. Die am Tod absolut nichts finden und ganz und gar nicht daran glauben, dass er das Leben irgendwie wertvoll mache. Die ihn als das betrachten, was er auch aus Werths Sicht ist: ein unerträgliches Elend, an dem nichts, aber auch gar nichts gut ist.

Doch im Labor merkt er, wie langsam Wissenschaft sein kann. Als Einzelner kann er da nicht viel ausrichten. Es bräuchte viel mehr Forschende, viel mehr Gelder, denkt er. Werth will sie auftreiben. Noch bevor er das Studium nach drei Jahren als Fünftbester abschliesst, setzt er sich darum mit drei Freunden in einem Berliner Café zusammen und gründet die «Partei für Gesundheitsforschung». Nach dem Studium wird er sie als Vorsitzender in Vollzeit führen.

In die Politik wollte Werth nie, schon gar nicht in Vollzeit. Er steht nicht gern im Mittelpunkt, erst recht nicht in der Öffentlichkeit. Die Kappe, die er falsch herum trägt, wirkt eher wie ein Ablenkungsmanöver. Aber nun muss es eben sein, denkt er.

Er träumt von Hunderttausenden Demonstranten vor dem Brandenburger Tor – wie bei der Klimabewegung. Felix Werth wie Greta Thunberg. Es ist kein Grössenwahn aus Eitelkeit, sondern aus Verzweiflung. Es ist die Grössenordnung, die es aus seiner Sicht braucht, damit die Forscher ihn vor dem Tod retten.

In der Partei haben sie nur ein Thema, das ewige Leben, und nur ein Ziel: Dieses Thema unter die Leute bringen und so viele Wählerinnen gewinnen, dass es andere Parteien aufgreifen und sie sich wieder auflösen können. Vom ersten Tag an arbeiten sie daran, sich selbst abzuschaffen.

Sie glauben fest an ihren Plan. Nicht sterben – wollen das nicht alle?

Wir Menschen reagieren wie die Tiere, wenn unser Leben in Gefahr ist: Wir fliehen, erstarren oder kämpfen. Als einzige Spezies aber wissen wir, dass wir eines Tages sterben müssen, auch wenn uns nichts jagt. Darauf gibt es nur eine vernünftige Reaktion: furchtbare Angst.

Jeder von uns muss, bislang zumindest, mit der Gewissheit leben, irgendwann zu sterben. Wenn man dem Kulturanthropologen Ernest Becker glaubt, gelingt uns das oft nur, indem wir uns an die Hoffnung klammern, wir würden irgendwie fortbestehen – oder zumindest irgendetwas von uns: entweder buchstäblich im Himmel, im Paradies, nach der Wiedergeburt oder im übertragenen Sinne durch das, was wir geschaffen oder unseren Kindern mitgegeben haben. Die Vorstellung, zu sterben, ertragen wir nur dank der Hoffnung, irgendwie doch nicht ganz zu sterben. Mit anderen Worten: Wir ertragen sie gar nicht. Wir verdrängen sie.

Wer an ein Leben nach dem Tod glaubt, das deuten Studien an, kann mit dem Tod besser leben.

Seitdem er gegen den Tod kämpfe, sagt Werth, sei seine Angst zumindest nicht grösser geworden.

Schon immer träumte der Mensch davon, den Tod zu besiegen. Eines der ersten Epen der Menschheit, das vor mehr als 1600 Jahren vor Christus in Tontafeln geritzt wurde, handelt davon, wie der sumerische König Gilgamesch nach einem Kraut gegen den Tod sucht. Gefunden hat es noch niemand. Der chinesische Kaiser Qin Shihuang starb wohl, nachdem er Quecksilber getrunken hatte – in der Hoffnung, ewig zu leben.

Heute stecken Milliardäre aus dem Silicon Valley viel Geld in die Forschung, etwa in Sinclairs Unternehmen «Life Biosciences». Sie wollen mitverdienen. Sie würgen aber auch selbst Pulver hinunter, das nach Ziegelsteinstaub schmeckt, und nehmen Medikamente gegen Krankheiten, die sie nicht haben. Sie wollen den Tod aufschieben, bis sie ihn abschaffen können.

Werth raucht nicht, er trinkt nicht, und er isst nur, was auch die Steinzeitmenschen schon assen. Wenn seine Kollegen auf Parteitreffen ein Weizenbier bestellen, ordert er einen Pfefferminztee. Er hat sich einen Schreibtisch zum Stehen gekauft, viele Stunden am Tag geht er sogar auf einem Laufband, während er am Computer arbeitet. Ein paarmal in der Woche geht er im Park laufen oder macht eine Velotour ins Grüne. Er misst, wie lange und wie tief er schläft, Stress versucht er zu vermeiden. All das, sagt er, verschaffe ihm aber höchstens ein paar Jahre – nicht viel für jemanden, der unbedingt unsterblich sein möchte.

Aber warum eigentlich?

«Ich finde das Leben einfach schön», sagt er, als sei damit alles gesagt. Er zuckt mit den Schultern. Er fragt: «Wieso sollte ich sterben wollen?»

Werth wirkt nicht wie jemand, der das Leben in vollen Zügen geniesst. Zumindest wenn das Tonaufnahmegerät oder die Kamera mitläuft, lächelt er oft nur gequält. Generell scheint er der stille, nachdenkliche Typ zu sein, der sich eher zu viele Sorgen macht als zu wenige.

«Es gibt so vieles, was ich gern mache», sagt er immer wieder, konkret fällt ihm aber nichts ein. Wenn man ihn dann fragt, was er in seiner Freizeit treibe, fragt er zurück, was man unter Freizeit verstehe. Wenn er sich beim Gemüseschnippeln einen Podcast über die neuste Forschung anhöre? Er gehe auch oft zu Szenetreffs oder Wissenschaftskonferenzen. Freundinnen ausserhalb der Szene habe er nicht mehr. Ein guter Freund habe vor ein paar Jahren überhaupt nicht verstehen können, wie er sich so für das ewige Leben einsetzen könne, bei all den Problemen auf der Welt. Bis heute habe er nicht mehr mit ihm gesprochen.

«Ist es Freizeit, wenn ich einkaufen gehe?», fragt er. «Das ist der einzige Moment, wo ich mich nicht mit dem Thema beschäftige. Eigentlich könnte ich da noch einen Podcast hören. Sonst höchstens mal mit der Familie. Meine Halbschwester hat letzten Samstag Silberhochzeit gefeiert.»

«Freizeit ist», sagt er dann, «wenn ich mir ein Video von Bryan Johnson anschaue.» Seitdem der Hunderte Millionen mit einem Online-Bezahldienst verdient hat, arbeitet er mit einem Team aus dreissig Forschern und Ärztinnen und mithilfe von KI gegen sein Alter an. Um den ewigen Jungbrunnen zu finden, hat sich Johnson zu seinem eigenen Versuchskaninchen gemacht. Er hat sich Blut seines Sohnes spritzen lassen, schluckt pro Tag 111 Pillen, macht Sport, isst vegan. Nach eigenen Angaben hat er sein biologisches Alter um fünf Jahre zurückgedreht.

Sein Motto ist Werths Motto: Stirb nicht!

Immer mehr Wissenschaftler aber sehen Menschen wie Johnson, die allerlei Tabletten und Therapien ausprobieren, auf den Spuren des Quecksilber-trinkenden

Kaisers wandeln. Und in der aus dem Boden schiessenden Industrie dahinter oft nur ein schmutziges Geschäft, das aus ihren Ängsten Kapital schlägt.

Seitdem Werth de Greys Vortrag gesehen hat, hat er so gut wie jeden Tag gearbeitet: am Parteiprogramm oder an der Website, an Mitgliederanträgen oder Rechenschaftsberichten, er hat Unterschriften und Stimmen gesammelt, Plakate gestaltet, aufgehängt, abgehängt, Parteitreffen und Demonstrationen organisiert – auch wenn am Ende doch kaum jemand kam. Die Partei hat etwa 300 Mitglieder, die meisten von ihnen aber wünschten ihm nur viel Erfolg.

Hat Werth über den Kampf mit dem Tod sein Leben vergessen?

Der Kampf gegen den Tod ist sein Leben.

Werth braucht weder ständig Leute um sich herum, noch muss er sich im Wingsuit von Berggipfeln stürzen. Er braucht keine besonderen Gründe für das Leben – das Leben an sich ist ihm Grund genug. So wie er das sieht, ist es egal, wer man ist und wie man lebt – solange man nicht sehr, sehr schwer krank oder gebeutelt ist, ist alles besser als das Nichts.

Viele Kryonikerinnen sagen, es gebe so viele Bücher zu lesen und Filme zu schauen, so viele Länder zu bereisen und Menschen zu treffen, ein Leben sei dafür einfach nicht genug. Sie wollten unbedingt die Zukunft sehen, mit Robotern leben oder auf den Mars. Werth hat nichts dagegen. Aber er würde auch weiterleben wollen, wenn die Zukunft wie die Steinzeit wäre.

Es ist wohl weniger die Lust am Leben, die ihn antreibt, als die Angst vor dem Tod.

Tut sich mit dem Sterben schwerer, wem das Leben nicht so leichtfällt?

Das sagen zumindest die, die im Hospiz andere in den Tod begleiten: Gegen den Tod würden sich besonders jene wehren, die dem Leben nachtrauerten, zerbrochenen Beziehungen, verpassten Gelegenheiten, vergeudeten Jahren.

Als Werth und seine Mitstreiter die Partei gründen, fordern sie in der Öffentlichkeit, dass ein Prozent des Bruttoinlandprodukts in die Forschung gegen Alterskrankheiten wie Alzheimer oder Parkinson gesteckt werden soll. Das ewige

Leben erwähnen sie nur als erfreuliche Nebenwirkung der Medizin. Bei der Berlin-Wahl im Jahr 2016 erhalten sie ein halbes Prozent der Stimmen – ein vielversprechender Start.

Doch zu ihren Demonstrationen kommen nur eine Handvoll Parteimitglieder. Wenn Werth auf den Fotos allein mit der Parteifahne vor dem Reichstag steht, wirkt er eher wie der Vorsitzende eines Kegelvereins als wie der Anführer einer neuen Massenbewegung.

Nachdem sie es bis zum Winter im Jahr 2022 nicht einmal über 0,5 Prozent hinaus schaffen, ändern Werth und seine Kolleginnen ihre Strategie. Sie benennen die Partei in «Partei für schulmedizinische Verjüngungsforschung» um. Sie wollen Geld sammeln für die Forschung am ewigen Leben, fordern zehn Prozent des Gesamthaushalts. Die Schulmedizin im Parteinamen soll klarmachen, dass sie keine Träumer sind: Sie tragen keine Lavasteine am Handgelenk, die Kraft geben sollen. Sie tragen einen Ring am Finger, der ihre Vitaldaten misst.

Auf den Wahlplakaten fragen sie nun: Wo willst du in 800 Jahren leben?

In einem Wahlwerbespot erwürgt ein Arzt den Tod mit dem Stethoskop.

Plakate und Werbespots gehen viral, Werth gibt Dutzende Interviews. Aber es ist nicht die Art von Aufmerksamkeit, die sie sich wünschen. In den Kommentaren machen sich viele über sie lustig, fragen etwa, welchen Brokkoli sie denn geraucht hätten. Wenn man den Parteinamen eingibt, schlägt Google als eine der ersten Kombinationen «Satire» vor.

Auf der Strasse runzeln die Leute die Stirn, wenn Werth sie auf das ewige Leben anspricht. Viele antworten einfach: Wollen wir gar nicht! Andere fragen, wie das mit der Rente oder dem Klimawandel funktionieren solle? Wo man dann noch leben könne: auf dem Mars?

Werth erzählt ihnen dann etwa, dass die Bevölkerungen nur langsam und irgendwann überhaupt nicht mehr wachsen würden, sofern die Geburtenrate nur lange genug unter zwei Kindern pro Familie läge. Dass man das Klima mit erneuerbaren Energien und Kernfusion retten, die Menschen mit Fleisch aus der Petrischale sattkriegen werde.

Egal, was es ist – Werth glaubt, der Mensch werde das schon regeln. Und wenn nicht der Mensch, dann doch bestimmt die künstliche Intelligenz. Er beruft sich gern auf anerkannte Wissenschaftler, die aber oft optimistischer sind als viele ihrer Kolleginnen.

«Doch selbst wenn man irgendwann etwa eine Geburtenregelung einführen müsste – was ist schlimmer? Weniger Kinder zu haben oder Menschen elendig an Krebs, Alzheimer leiden und sterben zu lassen?», fragt er. «Früher oder später wird der Mensch nicht mehr am Alter sterben. Es macht keinen Unterschied, ob auch wir dann noch leben– ausser für uns selbst.»

Als sie noch damit warben, gegen Alzheimer, Parkinson und Krebs zu kämpfen, hatten sie das Quorum an Unterschriften bald zusammen, das sie brauchten, um für die Wahlen zugelassen zu werden. Nun schicken ihn die Leute oft gleich weg, wenn er mit dem Klemmbrett und der auf den Rücken geschnallten Parteifahne in Berlin über das Tempelhofer Feld läuft. Ein Mann, sagt er, habe eine Kollegin derart beleidigt, dass sie nächtelang schlecht geschlafen habe.

Und Werth beschreibt die Ablehnung, die ihnen entgegenschlägt, wohl eher zurückhaltend. Alle Reporter, die ihn im Wahlkampf begleiteten, erzählen in ihren Texten von Passantinnen, die ihn für verrückt halten. Und auch in den Videos, die die Partei selbst auf ihren Youtube-Kanal hochlädt, sieht man Leute, die augenrollend abwinken.

Bei den Berlin-Wahlen im Februar 2023 erhalten sie wieder nur 0,2 Prozent der Stimmen.

Werth fragt sich da schon längst, was er sich antut. Doch schon bald, denkt er, wählt Europa. 0,5 Prozent der Stimmen könnten ausreichen für einen Sitz im Parlament. Was wäre das für eine Bühne!

Werth und seine Kollegen machen in ganz Deutschland Wahlkampf. Im Frühjahr laufen sie zu fünft in Winterjacken durch die Innenstadt von Köln, einer von ihnen filmt, wie die anderen Plakate an Laternenmasten festzurren. Ein Mann mittleren Alters bleibt bei ihnen stehen. Er schimpft, tippt sich mit dem Finger an den Kopf. «Und wir haben den ersten Konflikt», sagt der junge Kollege mit der Kamera ein paar Meter entfernt. Der Passant winkt ab und geht. «War er aggressiv?», fragt der Kameramann

Werth. Dessen Mundwinkel krümmen sich kaum, als er sich ein Lächeln abringt. «Nicht wirklich», sagt er und schnauft. «Aber er dachte, die Lösung für die Überbevölkerung sei, die Menschen am Alter sterben zu lassen.»

Die Menschen verstehen ihn nicht, und er versteht sie nicht. Was für sie der unaufhaltsame Lauf des Lebens ist, ist für ihn der lemminghafte Gang in den Tod.

Bei der Europawahl erhält die Partei 0,05 Prozent der Stimmen.

Man könnte meinen, die meisten wollten einfach nicht ewig leben.

Doch woher kommt die Wut, die dem entgegenschlägt, der das will?

Man mag den Tod für unbesiegbar halten und Werth für einen Träumer, einige halten ihn sicherlich gar für einen Spinner. Letztlich aber fordert er nur mehr Geld für die Langlebigkeitsforschung, die längst betrieben wird. Sehr viel mehr Geld zwar, aber dennoch. Selbst wenn die Forscher da nicht doch auf das ultimative Kraut gegen den Tod stossen, verstehen sie das Altern und seine Krankheiten doch immer besser. Vielleicht wird dem Menschen irgendwann vergönnt sein, was Würmern, Fischen und Mäusen schon vergönnt ist.

Sicherlich kann man meinen, dass man das Geld wesentlich sinnvoller einsetzen könnte, vor allem bei den Beträgen, die Werth vorschweben. 10 Prozent des deutschen BIP, das wären im vergangenen Jahr 420 Milliarden Euro gewesen. Doch in den Videos erröten einige vor Zorn, als würde Werth ihnen persönlich etwas wegnehmen wollen. Man wundert sich auch, wie viele sich auf einmal um das Klima scheren. Auf ihre Currywurst wollen sie nicht verzichten, aber ihr Leben geben sie gern her?

Fast hat man das Gefühl, als wären die Wüteriche ganz versessen auf ihren Tod.

Das könnte damit zusammenhängen, dass sie sich selbst vor ihm fürchten, vor dem Nichts.

Wenn Kulturanthropologe Becker richtig liegt, wollen wir auch deshalb ein guter Mensch sein, eine gute Christin, ein guter Schweizer – je nachdem, welches Glaubens-system wir bevorzugen –, damit man sich nach unserem Tod an uns erinnert, damit etwas von uns bleibt, wir nicht so ganz gehen. Wenn wir aber Menschen sehen, die ganz anders ticken als wir, zweifeln wir daran.

Demnach könnte Werth jene, für die nichts gewisser ist als der Tod, kaum mehr verunsichern.

Wenn Werth von der unendlichen Zukunft spricht, blickt er gern zurück: «Als die Leute früher mit 40 Jahren starben, konnten sie sich bestimmt auch nicht vorstellen, 80 Jahre zu leben. Heute aber sagt doch kein 40-Jähriger: ‹Wäre schon schön, wenn ich jetzt gehen könnte!›»

Er glaubt kaum, dass man irgendwann einfach nicht mehr leben wollte, solange es einem gut gehe. «Und selbst wenn: Wieso sollte die Grenze ausgerechnet bei 80 Jahren liegen?»

Auf ihrer Website zitiert die Partei einen Forscher. «Vielleicht werden wir uns langweilen – aber wenn Sie mich fragen: Will ich mit 75 Krebs haben? Will ich mit 85 Alzheimer haben? Oder will ich mich mit 110 langweilen? Ich weiss, wofür ich mich entscheide.»

Unter den Hundertjährigen in der Schweiz, die noch selbst einkaufen gehen oder auf Berge kraxeln, hat kaum noch jemand etwas gegen den Tod einzuwenden. Das geht aus der Hundertjährigen-Studie der Universität Lausanne hervor. Nicht wenige freuen sich auf ihn, für sie reicht es. Auch wenn das Alter gnädig war – es hat ihnen vieles und viele genommen.

Was aber, wenn einem das Alter alles und alle lassen würde?

Einer der Hundertjährigen grollt ein wenig, wenn man ihn danach fragt. Das Leben ende mit dem Tod, sagt er, jetzt und in tausend Jahren. «Ich glaube, die Lust am Leben nimmt so oder so ab.» Früher habe er sich doch mehr gefreut, wenn die Mauersegler im Frühling aus dem Süden zurückgekehrt seien. «Was ist beim hundertsten Mal noch so wie beim ersten?»

Der Tod sei der Kunstgriff der Natur, viel Leben zu haben, zitiert er Goethe.

Auch viele Ethiker glauben, erst die Vergänglichkeit mache das Leben so kostbar.

Genetiker Sinclair hält das für «tödlichen Unsinn». Die Impfung gegen Kinderlähmung habe dem Leben wohl kaum seine Bedeutung geraubt. Wäre es nicht eher grausam, nicht zu forschen?

Werth ist die Debatte leid. «Es soll ja niemand zum Leben gezwungen werden – sondern schlicht niemand mehr zum Sterben.»

Er hat nicht den Hauch eines Zweifels, auf der richtigen Seite zu stehen. Er glaubt nur nicht mehr daran, dass er die anderen zeitnah zu sich hinüberziehen kann. Er hat auch keine Zeit mehr für all die Wenns und Abers.

Schon als er in seinen Zwanzigern war, frass eine Entzündung eine kahle Stelle zwischen seine langen Haare, die er mit einem Pferdeschwanz überdeckte. Der inzwischen handtellergrosse Kreis von kreidebleicher, wulstiger Haut, umrandet von einem Ring aus knallroten Poren, habe sich wieder besonders schnell ausgeweitet, nachdem er für die Europawahl jeden Tag von früh bis spät Menschen um ihre Unterschrift bitten musste. «Das setzt mir immer sehr zu», sagt er, «vor allem, wenn ich es allein machen muss. Sie schicken mich weg, als wollte ich ihnen irgendetwas aufschwatzen. Dabei will ich ihnen das Leben retten.»

Nach der Wahl rasiert er sich seine langen Haare ab. Er kann die Narben nicht mehr unter den Haaren verstecken, und da sie beim Eincremen stören, müssen sie weg, wie die Parteiarbeit.

Werth bleibt Vorsitzender, für die Partei aber arbeitet er nur noch ein paar Stunden in der Woche. Er wird keine Plakate mehr aufhängen, nicht mehr um Unterschriften betteln. Schon vor zwei Jahren machte er damit nur weiter, weil ein junger Kollege ihn häufiger begleitete. Entweder es machen andere, sagt Werth, oder es macht keiner. Er jedenfalls will den direkten Kontakt mit dem Wahlvolk nicht mehr. «Zu viel ungesunder Stress», sagt er.

Zwölf Jahre sind vergangen, seitdem er Aubrey de Grey neben der Leinwand sah.

Zwölf Jahre, in denen er sich immer wieder ein Lächeln für all seine Videos abgerungen hat, um es trotzdem nur auf 20 Follower zu bringen.

Zwölf Jahre, in denen er Karriere hätte machen können, die Welt sehen, eine Familie gründen.

War es das wert?

«Ich habe vieles geopfert, vor allem Spass», sagt er, «aber Spass können wir haben, wenn wir den Tod überwunden haben.»

Werth fragt sich eher, wie er den Kampf anders weiterführen kann.

Weder im Labor noch in der Politik hatte er den Einfluss, den er sich gewünscht hätte. Er will seine Talente endlich so einbringen, dass er dem ewigen Leben wirklich näherkommt. Er will selbstlernende Programme schreiben, die Labordaten auswerten und helfen, die Funktionsweise des Körpers zu verstehen oder Therapieverfahren zu entwickeln.

Er will helfen, die Maschine Mensch zu reparieren.

Obwohl er selbst daran zweifelt, ob er den Tod überleben wird, fürchtet er nicht, später auf dem Sterbebett zu denken, sein Leben vergeudet zu haben. «Ich würde es viel eher bereuen, wenn ich da liegen würde und vorher nicht alles versucht hätte!»

Hinter dem Bildschirm fühlt er sich zwar sehr viel wohler als vor der Kamera. Aber das ist für ihn nur eine erfreuliche Nebenwirkung. Er wäre zu weiteren Opfern bereit. «Mit der Parteiarbeit habe ich nicht aufgehört, weil sie keinen Spass macht. Spass gemacht hat sie mir nie», sagt er, «nur jetzt geht es zu sehr auf meine Gesundheit. Was nützt es mir, wenn ich, sagen wir mal, die Forschung um zwei Monate beschleunige, dafür aber zwei Jahre früher sterbe.»

Es ist eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung, in der Spass keine der Variablen ist.

Auch alles andere ordnet er seinem Kampf unter. Geld etwa könne er ohnehin nicht mit ins Grab nehmen, und Kinder habe er nie unbedingt gewollt. Eine Freundin hätte er schon gern, aber es gehe auch ohne.

Werth kann wohl mit allem leben, nur mit einem nicht: nicht alles gegen den Tod zu tun.